

... und des Friedens kein Ende

Predigt in der Christvesper am 24. Dezember 2018 in der Evangelischen Universitätskirche Münster
von Michael Beintker

Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell. Du weckst lauten Jubel, du machst groß die Freude. Vor dir freut man sich, wie man sich freut in der Ernte, wie man fröhlich ist, wenn man Beute austeilt. Denn du hast ihr drückendes Joch, die Jochstange auf ihrer Schulter und den Stecken ihres Treibers zerbrochen wie am Tage Midians. Denn jeder Stiefel, der mit Gedröhn dahergeht, und jeder Mantel, durch Blut geschleift, wird verbrannt und vom Feuer verzehrt. Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ist auf seiner Schulter; und er heißt Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst; auf dass seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende auf dem Thron Davids und in seinem Königreich, dass er's stärke und stütze durch Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit. Solches wird tun der Eifer des HERRN Zebaoth.

Jesaja 9,1–6

Liebe Gemeinde,

... *uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben und die Herrschaft ist auf seiner Schulter.* Das hören wir jedes Jahr am Weihnachtsabend, und es kommt uns so vor, als sei kaum ein Wort besser geeignet, die Epochenwende zu verdeutlichen, die sich mit der Geburt Jesu Christi vollzieht.

Wirklich eine Epochenwende! Jesaja zeichnet sie mit starken Bildern: Jochstange und Treiberknute stehen für niederdrückende Gewaltherrschaft, dröhnender Soldatenstiefel und durchs Blut geschleifter Mantel für enthemmte Aggression. Aber Jochstange und Treiberknute werden zerbrochen, Soldatenstiefel und Blutmantel vom Freudenfeuer verzehrt. *Denn uns ist ein Kind geboren* und unter seiner Herrschaft entsteht ein Reich des Friedens mit Recht und Gerechtigkeit: *Und des Friedens wird kein Ende auf dem Thron Davids und in seinem Königreich* haben, lesen wir.

Für einen solchen Frieden ohne Ende setzte sich auch Immanuel Kant ein. „Zum ewigen Frieden“ hatte er jene Schrift betitelt, in der er im Jahr 1795 eine völkerrechtliche Charta des Weltfriedens entwickelte. Sie hat bis heute nichts an Glanz und Gewicht verloren. Die Idee der Ewigkeit des Friedens, die Jesaja an-

kündigte, beschäftigte nun den Philosophen aus Königsberg. Auch in der Auffassung, dass Recht und Gerechtigkeit die Hauptpfeiler des Friedens sind, stimmen Prophet und Philosoph überein. Der Prophet vertraut freilich auf das Handeln Gottes und die Geburt des Kindes, der Philosoph auf die vernünftige Einsicht und den Friedenswillen der Menschen. Beides gehört zusammen. Ohne menschliche Friedensbereitschaft gäbe es keinen Frieden, aber ohne die *Befreiung* des Menschen zur Friedfertigkeit auch nicht.

Es kann als sicher gelten, dass Kant nicht bei Jesaja nachgeschlagen hat, als er nach einem Titel für seine Friedensschrift suchte. Er verriet nämlich seinen Lesern unverblümt im ersten Satz, dass bei der Titelsuche ein holländischer Gastwirt Pate gestanden habe. Dieser hatte auf dem Schild über dem Eingang seiner Kneipe einen Friedhof malen und darüber die Überschrift setzen lassen „Zum ewigen Frieden“. Kant fand das satirisch, und wir finden das auf alle Fälle nicht weihnachtlich. Aber Kant wollte die Friedensidee vom Friedhof ins Leben der Völkergemeinschaft holen und verwandelte das Wirtshausschild in den Titel eines Textes, der insofern gut zu Weihnachten passt, als er unüberhörbar an die menschliche Verantwortung für die Gestaltwerdung des „Friede auf Erden“ der Weihnachtsbotschaft erinnert.

Einem Propheten aber steht es zu, sich auf das Handeln Gottes zu berufen und eine Friedensvision zu haben. Gut 700 Jahre vor Christi Geburt muss Jesaja etwas von der weltverändernden Kraft einer messianischen Geburt geahnt haben. Er schreibt und spricht gegen die Gewaltherrschaft, mit der die Söldner des assyrischen Großreichs über die Länder im Nahen Osten herfallen und sie ausrauben. Und er schreibt und spricht gegen Strategen, die diese Übermacht mit einer fragwürdigen Militärallianz zu provozieren gedenken. *Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ist auf seiner Schulter.* Das ist die Geburtsanzeige für einen Friedenskönig, für einen Herrscher ohne Feldzugspläne, einen Fürsten, dessen Macht sich nicht auf Waffen, sondern auf Recht und Gerechtigkeit gründet. Wir wissen nicht genau, wen Jesaja vor Augen hatte. Es wird vermutet, dass er an den König Hiskia gedacht haben könnte. Aber die Namen, die der Friedenskönig trägt, passen dazu nicht so richtig: *Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst.* Wenn diese Namen nicht nur der herrschaftlichen Rhetorik geschuldet sind, übersteigen sie die Grenzen dessen, was ein menschlicher Herrscher je vermag.

Wunder-Rat, man kann auch sagen: wunderbarer Berater, deutet darauf hin, dass der erwartete Herrscher nicht auf ein Heer von Beratern angewiesen ist, sondern selbst so entscheidet, dass er das Richtige trifft. Er weiß weiter, wo andere nur noch von Fragen umgeben sind, die sie nicht beantworten können. Den Namen *Gott-Held*, man kann auch sagen: starker Gott, kann man nur stehen

lassen, wenn man den Gedanken zulässt, dass Gott in ihm unmittelbar handelt. Sonst wäre das hochgradig vermessen. Das gilt auch für den Namen *Ewig-Vater*. Ewig ist ein Gottesattribut. Wer irdische Dinge als ewig bezeichnet, was es immer wieder gegeben hat und gibt, würde den Unterschied zwischen Gott und Welt vernebeln.

Und dann *Friede-Fürst*. In diesem Namen kommt zusammen, was in unserer Welt zumeist einen Gegensatz bildet. Friede und Fürst reimen sich schlecht, man braucht nur an den Fürsten von Bismarck zu denken, der gelegentlich von Blut und Eisen schwärmte. Wir wollen nicht behaupten, dass es nicht auch sanfte und friedfertige Fürsten gibt, aber näher liegt es, mit Kants Friedensschrift an Staatsoberhäupter zu denken, die wie Kant sagt, „des Krieges nie satt werden können“. Der Fürst in der Vision Jesajas entfaltet dazu das volle Kontrastprogramm. Er ist Inbegriff des den Frieden verkörpernden Herrschers.

„Großer Herr, o starker König,
liebster Heiland, o wie wenig
achtest du der Erden Pracht.
Der die ganze Welt erhält,
ihre Pracht und Zier erschaffen,
muss in harten Krippen schlafen.“

Die berühmte Bass-Arie aus Bachs Weihnachtsoratorium hat die Eigentümlichkeit dieses Fürsten, der seine Herrschaft genaugenommen in der absoluten Fürstlosigkeit ausübt, auf den Punkt gebracht.

So lag es in der Luft, dass die frühe Christenheit den Text des Jesaja auf die Geburt Jesu Christi hin gelesen hat. Boten sich die Namen des Friedensfürsten nicht unmittelbar an, wenn man verstehen wollte, was Gott uns mit Christus schenkt? Genauer noch: Drängen sie sich nicht regelrecht auf, wenn man verstehen will, dass Gott sich uns in Christus schenkt? Gott kommt in ihm zur Welt, und in dieser Bewegung trennen sich Welten. Auf der einen Seite die Welt des machtberauschten Missverständnisses von Herrschaft, die Welt der Demagogen und Diktatoren. Sie hat keine Zukunft und wird in der Vergangenheit versinken. Sie ist schon heute die Gestern-Welt, obwohl sie noch kräftig von sich reden macht und uns immer wieder Angst einflößt, auch in diesen Weihnachtstagen. Und auf der anderen Seite erkennen wir die Welt des Friedensreiches Gottes, die Welt des Gewaltverzichts und der Versöhnung. Sie leuchtet mit der Geburt Jesu Christi in unsere Welt hinein, oft zaghaft und fast schüchtern und doch höchst real und wirksam. Sie ist die Zukunfts-Welt – die einzige Welt, für die Gott eine Zukunft vorgesehen hat. Deshalb der jubelnde Auftakt: *Das Volk, das im Fins-*

tern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell.

Was heißt das konkret? Am heutigen Abend wandern wir mit unseren Gedanken am besten nach Oberndorf – nach Oberndorf im Jahr 1818. Oberndorf? Das ist eine kleine Stadt in der Nähe von Salzburg, am rechten Ufer der Salzach, eine Stadt von Schiffern für Schiffer. Mit ihren langen Kähnen hatten sie jahrhundertlang Salz und andere Güter befördert und sich einen bescheidenen Wohlstand erarbeitet. Aber dann geriet der Handel ins Stocken und den Menschen aus Oberndorf ging es von Jahr zu Jahr schlechter; sie verarmten und hatten schon Hungerjahre durchgemacht. Ihre Schifferkirche bröckelte und die Orgel war so ramponiert, dass kein einziges Lied auf ihr gespielt werden konnte, auch am Heiligen Abend nicht. Aber sie hatten mit Joseph Mohr einen Hilfspfarrer, der Lieder dichten und Gitarre spielen konnte. Und sie hatten mit Franz Xaver Gruber einen Dorfschullehrer und Organisten, der sich auf die Kunst des Komponierens verstand. Dazu kam, dass sich Pfarrer und Organist gut verstanden. Joseph Mohr schrieb ein Weihnachtslied, Franz Xaver Gruber komponierte dazu eine Melodie, die Mohr auf der Gitarre begleiten konnte. So entstand das berühmteste aller Weihnachtslieder: „Stille Nacht, heilige Nacht“. Das Lied wurde am Heiligen Abend des Jahres 1818, also vor heute genau 200 Jahren, in der Schiffer-Kirche von Oberndorf uraufgeführt.

Die Rührung, die einen mit diesem Lied ergreifen kann, lässt leicht übersehen, dass es aus der Not geboren worden ist. Seine Vorgeschichte ist mit Kummer und vielen Tränen verbunden. Damit steht dieses Lied nicht allein. Hinter der Entstehung der meisten Weihnachtslieder verbergen sich bestimmte Nöte, gegen die dann die Weihnachtsbotschaft ihre tröstende Kraft entfaltet. Es ist ja das Volk, das *im Finstern wandelt*, dem die Geburt des Kindes verkündet wird und dem das Licht der Hoffnung aufstrahlt. Die Freude über das Kommen des Kindes durchbricht die Finsternis:

Stille Nacht, heilige Nacht!
Hirten erst kund gemacht,
durch der Engel Halleluja
tönt es laut von fern und nah:
Christ, der Retter, ist da,
Christ, der Retter, ist da!

Mit dem Ruf „Christ, der Retter, ist da!“ ist an jenem Weihnachtsabend in Oberndorf alles ganz hell geworden.

Hell wird es auch, wenn wir von Johann-Sebastian Bachs „Jauchzet, frohlocket!“ berührt und aus unseren dunklen Gedanken herausgerissen werden. Oder mit den Worten Jesajas gesprochen, der wohl das Copyright auf den Jubel gegen die Not haben dürfte: *Du weckst lauten Jubel, du machst groß die Freude. Vor dir freut man sich, wie man sich freut in der Ernte.*

Christ, der Retter, ist da! Die Gestern-Welt der friedlosen Dunkelheit befindet sich plötzlich im Schatten des großen Lichts der Zukunfts-Welt. Mit der Geburt Christi hat Gott alles Lebendige in die Perspektive des Lebens und der Hoffnung gerückt. Die Wirklichkeit steht nicht länger unter der Vorherrschaft der Gewalt, nicht länger unter der alles zerdrückenden Dominanz der Lieblosigkeit, auch nicht länger unter der Regie des Bösen und erst recht nicht länger unter der Allmacht des Todes. Das alles ist noch nicht vorbei; wir merken es jeden Tag, und wir werden es sogar in dieser Weihnachtszeit ertragen müssen. Aber wir haben Grund zur Hoffnung. Wir können glauben. Wir können sogar lieben. Wir können uns trotz aller Krisenstimmung an der Geburt Jesu Christi freuen. Wir können auf neue Anfänge bauen. Wir können dem Leben mit Vertrauen begegnen. Wir müssen uns nicht fürchten.

Vor allem das ist wichtig, dass wir uns nicht fürchten müssen. In einer 1952 ausgestrahlten Radio-Ansprache beschäftigte sich der Schweizer Theologe Karl Barth mit der Frage „Was sollen wir tun?“ Seine Antwort war verblüffend: „vor allem nicht so viel Angst haben“. Es war die Zeit des Kalten Krieges. Man hatte gehofft, dass Barth etwas über Wege aus der Ratlosigkeit, über praktikable Konzepte des Handelns sagen würde. Aber schon das, was *vor* dem Handeln kommt, ist eminent wichtig. Also: Was sollen wir tun? Vor allem nicht so viel Angst haben! Diese Antwort wäre ganz im Sinne des Propheten Jesaja gewesen, aber auch im Sinne des Engels, der den Hirten auf dem Felde sein „Fürchtet euch nicht! Siehe ich verkündige euch große Freude“ zugerufen hat.

„... vor allem nicht so viel Angst haben“ – das ist ein guter Wunsch für dieses Weihnachtsfest. Gott schenke uns, dass wir vor allem nicht so viel Angst haben. Amen.